

ANDROMEDA

LESEPROBE



THERESE BOHMAN

ROMAN

EUROPAVERLAG

THERESE BOHMAN
ANDROMEDA

ROMAN

Aus dem Schwedischen von Ricarda Essrich

EUROPAVERLAG

Wohin gehen wir? Immer nach Hause.

Novalis

1. (Auszug)

Das Verlagshaus liegt, wie ein Schiff vertäut, mitten in der Stadt, ein großes, helles Gebäude, von einer Dachterrasse gekrönt. Ein Gitter aus Holz und Granit bildet die Fassade, im Wind wehen Flaggen mit einem zwar verschnörkelten, aber deutlich erkennbaren R. R wie Rydéns.

Auf der Dachterrasse finden die Feste statt. Wenn man dort oben steht, fühlt es sich an, als würde einem die ganze Stadt gehören, als würde sie einem zu Füßen liegen. Langsam wird man von der Dunkelheit eingehüllt, die immer näher kommt, während das Stimmengewirr der Gäste anschwillt und zahlreiche Lichterketten eingeschaltet werden. Hinter der Bar stehen junge Männer in weißen Hemden und schwarzen Westen, die einen kühlen Weißwein einschenken und das Glas auf einen kleinen Papieruntersetzer stellen, den das gleiche R ziert wie die Flaggen: eine goldene Folierung auf cremefarbenem Untergrund. Es heißt, man habe solche Untersetzer in Strindbergs Nachlass gefunden.

Das Herbstfest markiert den eigentlichen Beginn des Bücherjahrs. Erwartung liegt in der Luft wie vor Schulbeginn, die Autorinnen und Autoren dieser Saison tummeln sich hier, die Erwartungen der Finanzabteilung schwer auf ihren Schultern lastend.

Doch die Frühjahrsfeste sind die besten, die legendären. Dann steht man dort im schier ewig andauernden Maiabend und sieht,

© 2022 Therese Bohman

First published by Norstedts, Sweden

Published by arrangement with Nordin Agency AB, Sweden

© der deutschsprachigen Ausgabe: 2023 Europa Verlag,

ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München

Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch, CH-Zollikoberg,
unter Verwendung eines Motivs von © Godong / Bridgeman Images und eines

Designs von © Beatrice Bohman

Lektorat: Silwen Randebrock, Berlin

ISBN 978-3-95890-578-8

Alle Rechte vorbehalten

www.europa-verlag.com

wie sich die Dämmerung allmählich über die Dächer und Kirchtürme senkt, und alles fühlt sich an wie ein Spiel. Es ist nicht schlimm, wenn wir Angestellten ein Glas zu viel zu uns nehmen, denn gerade müssen wir nicht repräsentieren und professionell sein. Wir dürfen das vergangene Jahr feiern, die Preise und Nominierungen, die bisher außer mit einer obligatorischen Torte zum Kaffee an einem Nachmittag im Dezember nicht festlich begangen worden sind, weil alle vor Weihnachten so gestresst sind, die Debütantinnen und Debütanten des Frühjahrs, die besser gelaufen sind als erwartet. Wir vergessen für einen Moment, dass noch einige Wochen harter Arbeit vor uns liegen angesichts all dessen, was noch vor Mittsommer in den Druck gehen sollen; die letzten Korrekturschleifen, Klappentexte und Probedrucke, Manuskripte, über denen man einschläft und sie zum Schluss fast auswendig kennt, jene Bücher, die im Herbst für neue Lobreden und Nominierungen sorgen sollen: Unter dem lavendelfarbenen Himmel nehmen wir noch ein Glas.

Von diesen Festen hatte ich gehört, lange bevor ich bei Rydén anfang.

Es war im Sommersemester 2009, ein zehnwöchiges Praktikum, und ich war stolz und freute mich darüber, eine der wenigen zu sein, die bei einem großen Verlag untergekommen waren. Gleichzeitig hatte ich mich noch nie so unerfahren gefühlt. Bis dahin hatte ich lediglich als Aushilfe in der häuslichen Pflege und als Reinigungskraft gearbeitet, und nichts an der Tätigkeit im Verlag war für mich selbstverständlich. Ich musste jedes Detail von Grund auf lernen: Was man anhat, wie man den Drucker und den Kopierer benutzt, wie man mit Kollegen interagiert, dass man sie als Kollegen und nicht als Arbeitskameraden oder Jobkumpel bezeichnet. Und wie man sich innerhalb der ganz offensichtlich bestehenden Hierarchien bewegt, während von einem erwartet wird, dass man jede Chance ergreift, Selbstständigkeit und Initiative zu zeigen.

In den ersten Wochen weinte ich oft, wenn ich abends mit meinem Manuskriptstapel nach Hause kam.

Ich war gerade aus einer Studentenwohnung auf dem Lappkärrsberget zur Untermiete in eine Einzimmerwohnung am Skanstull gezogen und hatte nicht damit gerechnet, mich so einsam zu fühlen. Wenn ich mein Leben von außen betrachtete, sah ich ein fast schon klischeehaftes Bild der Entfremdung in einer Großstadt: Anderen Menschen so nah zu sein und gleichzeitig so weit entfernt. Ich war ein kleiner Mensch unter Tausenden, einer der vielen, die über den Ringvägen eilten, bevor die Ampel auf Rot schaltete, die Treppen zum U-Bahnsteig hinabrannte, sich in den nächstbesten Zug Richtung Norden quetschte und am Hötorget ausstieg.

In mir nagte das Gefühl, dass in meinem Leben etwas fehlte, ein schwaches, schwer zu beschreibendes Mangelempfinden. Mein Umfeld hatte sich nahezu vollständig aus Zufallsbekanntschaften gebildet und würde sich wahrscheinlich nach dem Studium zerstreuen; die meisten Abende verbrachte ich allein zu Hause, lesend, umhüllt von einem Gefühl leichter Lustlosigkeit. Manchmal spazierte ich am Årstaviken entlang, folgte dem Kai nach Danvikstull, stand dort und betrachtete die hell erleuchteten Fenster in Hammarby Sjöstad auf der anderen Seite der Bucht.

Meist fühlte sich nichts in meinem Leben richtig an, jedenfalls nicht so richtig wie bei den Menschen in meinem Umfeld. Irgendwie schienen sie mehr in der Welt verwurzelt zu sein, waren sicher, was sie mit ihrem Leben anstellen wollten und was sie tun mussten, um das zu erreichen. Dieses Gefühl frustrierte mich, denn ich selbst hatte ja all das, von dem ich vor ein paar Jahren noch geträumt hatte: eine Wohnung im Stadtzentrum, bald eine abgeschlossene Ausbildung, ein Praktikum in einem großen Verlag. Neben den üblichen Geldproblemen einer Studentin und der Tatsache, dass der Frühling auf sich warten ließ, konnte ich mich eigentlich nicht beschweren.

Bei den Besprechungen bei Rydéns wagte ich es kaum, den Mund aufzumachen. Die anderen wirkten selbstsicher und trugen ihre Argumente entweder professionell und geschliffen oder lässig bis nonchalant vor. Beides strahlte Routine und Selbstvertrauen aus, und ich besaß weder das eine noch das andere. Häufig hatte ich das Gefühl, etwas sagen zu müssen, weil sie mich sonst für uninteressant halten würden, wenn ich doch eigentlich nichts anderes wollte, als etwas Schlaues von mir zu geben. Doch mir fiel einfach nichts ausreichend Schlaues ein. Schließlich wurde der Gedanke daran beinahe schon zwanghaft: So viele Besprechungen, und ich hatte immer noch kaum etwas gesagt; und wenn ich es tat, stellte ich mir vor, wie die anderen reagieren, sich umdrehen, mich anstarren und dachten: »Sie kann sprechen?«

Eines Tages wurde einer der von Rydéns gerade erst herausgegebenen Romane in beinahe allen Tageszeitungen rezensiert und erhielt im Großen und Ganzen nur mäßige Kritiken, was ich auch so erwartet hatte. Eigentlich fragte ich mich sogar, warum der Verlag das Buch überhaupt veröffentlicht hatte. An diesem Vormittag stand ich zufällig mit Gunnar, dem Programmleiter, allein vor dem Kaffeeautomaten im Pausenraum.

»Das waren keine guten Kritiken«, sagte er, um Konversation zu betreiben, und nickte in Richtung der Kulturteile der Tageszeitungen auf dem Tisch.

»Eigentlich finde ich, es war auch kein gutes Buch«, erwiderte ich vorsichtig.

Das war die Wahrheit. Trotzdem bereute ich meine Worte sofort. Sie klangen viel kritischer als beabsichtigt.

»Tatsächlich?«, fragte er. »Warum?«

In seiner Frage lag nichts Aggressives, kein verletzter Stolz. Er klang aufrichtig neugierig.

»Ich finde es irgendwie zu konstruiert«, erklärte ich. »Da ist kein echter Schmerz und keine echte Emotion drin. Es wirkt unehrlich.«

»Ein hartes Urteil«, stellte er ruhig fest.

Einen Augenblick lange dachte ich, dass ich mich lächerlich gemacht hatte, dass ich gegen irgendeinen Loyalitätskodex verstoßen hatte, der vorschrieb, dass man niemals die Bücher des eigenen Verlags kritisierte, dass ich vielleicht meine Chance verspielt hatte, nach meinem Praktikum von Rydéns übernommen zu werden.

Doch in seinem Gesicht zeigte sich der Hauch eines Lächelns.

»Sie haben recht«, sagte er. »Das Gleiche habe ich bereits gesagt, als Jenny es im Herbst vorgestellt hat. Aber manchmal muss man nachgeben. Folgen Sie mir.«

Er ging mir voraus den Gang hinunter bis zu seinem Büro, wo er mir drei Papierstapel reichte, die mit Gummibändern zusammengehalten wurden.

»Lesen Sie die hier und sagen Sie mir, ob sie sich lohnen«, forderte er mich auf.

»Okay?«

»Es sind Erstlinge. Sie haben bereits eine erste Lektoratsrunde hinter sich, aber das muss nichts bedeuten. Wir stimmen uns am Freitagvormittag dazu ab.«

»Okay«, sagte ich wieder.

Die Aufgabe fiel mir furchtbar schwer. Ich versuchte zu errahnen, welche Meinung über die Manuskripte die richtige sein könnte, fühlte mich aber wie bei den Besprechungen bei Rydéns, und wie bei den Seminaren an der Uni, in denen ich nie wusste, was ich über die Texte sagen sollte, die wir gelesen hatten, und mich ständig fragte, wie alle anderen so viel denken konnten. Woher hatten sie das alles? Ich war es nicht gewohnt, meine Meinung über Dinge auszudrücken. Obwohl immer wieder betont wurde, wie wichtig eigenständige Analysen und Reflexionen in den Seminaren waren, brachte einem niemand bei, wie man diese zustande brachte.

Jetzt gab es nicht einmal mehr eine Gruppe, hinter der man sich verstecken konnte, keine anderen Meinungen, auf denen man aufbauen konnte. Rasch las ich die drei Manuskripte in der Hoffnung,

intuitiv zu spüren, was gut war und was schlecht. Doch mein Verstand war mir immer einen Schritt voraus, ließ mich an meinem Gefühl zweifeln. Zwei Werke hatten eine klare Botschaft, und ich sah bereits die Klappentexte vor mir, die man schreiben könnte, leidenschaftliche Formulierungen über relevante Gegenwartsschilderungen mit wichtigen Perspektiven. Formulierungen, die die Leserinnen und Leser überzeugen und dazu führen würden, dass die Romane als gute, relevante Literatur angesehen würden. Das dritte Manuskript jedoch war völlig anders: rätselhaft, eigensinnig, poetisch, im Vergleich zu den beiden anderen weltfremd, schwerer zu erklären und damit schwerer zu verkaufen. Mein Gefühl sagte mir, dass es das beste war, doch ich wusste es nicht zu begründen. Außerdem wollte ich nicht verantwortlich sein für abgelehnte Manuskripte, die dann möglicherweise in einem anderen Verlag erschienen und ein Erfolg wurden.

Im Laufe der Woche wurde ich immer mutloser. Bald war es Donnerstagabend, und auf meinem Computer zeigte ein Gruppenchat an, dass ein paar Leute aus meinem Studium gemeinsam ausgehen wollten. Da schob ich meine Manuskriptstapel zur Seite und verließ das Haus, um mich mit ihnen zu treffen. Ich würde einfach aufgeben und in der Besprechung mit Gunnar morgen die Wahrheit sagen: dass ich nicht wusste, was ich von ihnen hielt. Dass mir die Aufgabe zu schwer war. Dass die Verlagswelt vielleicht doch nichts für mich war.

Ich trank ein paar Gläser, schnell und unvorsichtig, denn ich konnte mich genauso gut betrinken, wenn ich schon in meinem Praktikum gescheitert war und es mir an Gefühl und Meinung und Persönlichkeit fehlte. Schweigend saß ich auf einer unbequemen Bank und lauschte den Gesprächen meiner Kommilitonen, eine langweilige Diskussion über ein Buch aus der Leseliste des Kurses. Sie klangen so provozierend brillant, als befänden sie sich immer noch in einem Seminar an der Uni, obwohl sie mit drei Bieren intus mit Freunden zusammensaßen; sie sprachen, als wollten sie jeman-

den beeindrucken, und dabei sagten sie eigentlich nichts, jedenfalls nichts von Bedeutung.

Plötzlich lag alles glasklar vor mir.

Ich entschuldigte mich und eilte nach Hause, um meine Wut nicht zu verlieren, fand, dass die U-Bahn ungewöhnlich langsam fuhr und das Grün an der Ampel auf dem Ringvägen besonders lange auf sich warten ließ. Zu Hause angekommen, breitete ich die drei Manuskriptstapel vor mir aus, und nachdem ich sie erneut hastig durchgeblättert hatte, wurde mir klar, dass es doch ziemlich offensichtlich war: Nur das dritte Manuskript war richtig gut. Es war das einzige, das man als Literatur bezeichnen konnte in dem Sinne, wie ich Literatur verstand: eigensinnig, mutig, geschrieben mit einer klaren ästhetischen Vision.

Die beiden anderen waren so nichtssagend wie das präntiöse Geschwafel meiner Kommilitonen, geschrieben in tadelloser, aber glanzloser Prosa, die sich schwer und tot über die Seiten legte. Selbst wenn sie von Dingen handelten, die auf dem Papier wichtig waren, waren sie hoffnungslos langweilig. Es war, als wären ihre Verfasser einer Schablone für relevante Gegenwartsliteratur gefolgt und hätten damit eine weitere Lektüre überflüssig gemacht, weil man schon im Vorhinein wusste, was sie wollten. Warum sollte ich so etwas veröffentlichen wollen? Warum sollte ich etwas empfehlen, was ich eigentlich verachtete? Tatsächlich war das Manuskript, das auf den ersten Blick am wenigsten relevant schien, das beste: Es wollte wirklich etwas erreichen.

Und genau das sagte ich Gunnar, als er mich am nächsten Morgen in sein Büro rief. Ich fühlte mich wichtig, wie ich dort saß, in einem Ledersessel aus den Sechzigerjahren, der wahrscheinlich zur Originaleinrichtung des Hauses gehört hatte, umgeben von unordentlichen Bücherregalen und einem Flickenteppich aus Kunst an der Wand.

»Diese hier«, begann ich und zeigte auf den Stapel mit den beiden Werken, die mir nicht gefallen hatten, »wirken, als wären sie

nach einer Schablone für schwedische Gegenwartsliteratur geschrieben worden. Wenn wir sie nicht veröffentlichen, wird es sicher jemand anderes tun, und vielleicht bekommen sie auch gute Kritiken; aber ich hätte sie nicht einmal zu Ende gelesen, wenn ich nicht gemusst hätte. Bei diesem hier ist das anders.« Ich wies auf den Stapel mit dem dritten Manuskript. »Das ist etwas, was man so bisher noch nicht gelesen hat. Und es ist genauso spannend, obwohl kaum etwas passiert. Wie ein Krimi ohne Verbrechen.«

Im Nachhinein muss ich sagen, dass meine Urteile nicht besonders originell formuliert waren. Jeder mit ein wenig Erfahrung hätte vermutlich in etwa das Gleiche gesagt. Aber damals fühlte es sich an, als hätte ich zum allerersten Mal eine eigene Meinung richtig in Worte fassen können.

Gunnar nickte.

»Ein Krimi ohne Verbrechen«, wiederholte er. »Das merken wir uns für den Klappentext.«

Ich lachte, erleichtert und verwirrt, unsicher, ob er einen Witz gemacht hatte. Doch das hatte er nicht.

»Ich werde es mir am Wochenende ansehen, aber ich vertraue Ihrem Urteil«, sagte er. »Wir müssen ein paar Debütanten herausgeben, und heutzutage kann kaum noch jemand schreiben. Wenn wir das hier machen, dürfen Sie sich darum kümmern.«

»Okay«, sagte ich, immer noch benommen und mit einer langen Reihe von Protesten in meinem Kopf - ich kann es nicht, ich traue mich nicht, mein Praktikum wird zu Ende sein, lange bevor dieses Buch fertiggestellt ist -, aber ich wagte nicht, sie auszusprechen, und Gunnar lächelte sein freundliches, leicht unpersönliches Lächeln, warf die beiden abgelehnten Manuskripte in einen Karton, und die Besprechung war beendet.

Es ist mir peinlich, aber damals wusste ich gar nicht richtig, mit wem ich es zu tun hatte. Er war ein älterer Mann und ich noch immer jung genug, um zu finden, dass die meisten älteren Männer alle

in etwa gleich aussahen. In meinen Augen hob er sich von denen nicht besonders ab. Erst als ich mich näher mit Gunnar Abrahamsson beschäftigte, begriff ich, dass er in der Branche einen Namen hatte. Da kam ich mir wieder dumm vor, weil ich nicht verstanden hatte, wer er war, und weil ich vor ihm meine Deckung hatte fallen lassen.

In den Achtziger- und Neunzigerjahren war er einer der ganz Großen in der Verlagswelt gewesen, denn er hatte einige der später ganz großen schwedischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller entdeckt. Im Pausenraum hing an einer Wand mit alten gerahmten Fotos und Zeitungsausschnitten, die längst niemand mehr aktualisierte, ein Bild von ihm bei einem Bankett anlässlich der Nobelpreisverleihung irgendwann Ende der Achtzigerjahre. Darauf hatte er einen Arm um die Schultern des damaligen Literaturnobelpreisträgers gelegt und beide lächelten breit. Zehn Jahre später hatte er Andromeda ins Leben gerufen, eine Buchreihe mit den »interessantesten Stimmen unserer Zeit«, wie es auf den damaligen Umschlägen hieß, und in den meisten Fällen hatte er Recht behalten. Es war eine schöne Reihe, simpel und einheitlich gestaltet, die tatsächlich Anhaltspunkte geben konnte, wessen Werke als bedeutsam wahrgenommen würden. Viele der heute ganz Großen hatten bei Andromeda debütiert.

Andromeda gab es immer noch, obgleich die Ausgaben immer sporadischer erfolgten: Gunnar fand, dass ein Großteil der heutigen Literatur nicht den hohen Ansprüchen der Reihe - die eigentlich seine eigene Ansprüche waren - entsprach. Stattdessen widmete er sich die meiste Zeit der Aufgabe, sich um die Autoren und Autorinnen zu kümmern, die er gefördert hatte. Er hatte ein Durchschnittsgesicht, das aufgrund seines Alters und der langweiligen Brille mit Stahlgestell ein wenig anonym anmutete, doch er war groß und gut gekleidet, auch wenn seine äußere Erscheinung manchmal ein wenig schlampig wirkte: ein Taschentuch, das er sich achtlos in die Brusttasche gesteckt hatte, eine lederne Aktentasche, die ihre besten

Tage hinter sich hatte. Offenbar hatte er Herzprobleme, und wenn man dem Klatsch im Pausenraum glauben durfte, saß er eigentlich nur noch seine Zeit bis zur Rente ab, wenn seine Frau und er in ihr Ferienhaus in der Provence umziehen würden.

Dann ging alles ganz schnell. Eines Morgens bedeutete Gunnar mir, in sein Büro zu kommen, und teilte mir mit, dass Jenny bis zu ihrem Mutterschutz krankgeschrieben war und ich bis zu ihrer Rückkehr ihre Stelle haben könne. Jenny war Lektorin, hatte aber ihre Karriere auf dem Weg zur Verlegerin mit einigen erfolgreichen Büchern begonnen und galt als vielversprechend. Ich begriff, dass es zwar normalerweise so nicht lief und dass es Standardverfahren dafür gab, wie freie Stellen ausgeschrieben und besetzt wurden, dass Gunnar aber eine Position hatte, in der er tun und lassen konnte, was er wollte, und dass ich verrückt gewesen wäre, Nein zu sagen, auch wenn mir der Gedanke an ein Ja furchtbare Angst einjagte. Doch ich redete mir ein, nichts zu verlieren zu haben: Das Bisschen, was mir zum Abschluss meiner Ausbildung noch fehlte, konnte ich jederzeit später noch machen, und was war das arme Studentinnenleben schon gegen eine Stelle bei Rydéns? Der Verlag hatte Autoren und Autorinnen im Programm, die ich schon in meiner Jugend gelesen und bewundert hatte, und nun würde ich vielleicht mit ihnen zusammenarbeiten. Ganz zu schweigen von all den Kontakten, die ich würde knüpfen können, den Beziehungsgeflechten, zu denen ich gehören würde, und den Festen, den legendären Veranstaltungen auf dem Dach. Es war ein überwältigendes Angebot, das Versprechen von einem völlig anderen Leben, genau die Art von Leben, von der ich meinte geträumt zu haben. Also sagte ich zu.

Es ist seltsam, wie schnell man sich anpassen kann an das, was andere vermeintlich in einem sehen. Als ich bei Rydéns anfang, kam ich mir ein wenig brav und ängstlich vor, als jemanden, den die anderen als fleißige Studentin sahen, die die beste Bewerbung für den

Praktikumsplatz geschrieben hatte, untadelig, aber ohne dass sie etwas Originelles beizutragen hätte. Damals fand ich, dass mir etwas Unkonventionelles fehlte, etwas Leichtsinziges und Gefestigtes, um das ich alle anderen um mich herum beneidete.

Dann wurde ich fest angestellt, und sofort veränderten sich diese Gefühle. Ich begann zu glauben, dass die anderen sich wahrscheinlich fragten, welche Qualifikation ich eigentlich zu bieten hatte. Warum übernahm ich Jennys Aufgaben, obwohl ich doch gerade noch Praktikantin gewesen war und bei Besprechungen keinen Ton herausbrachte? Plötzlich kam ich mir neben ihnen wie eine Amateurin vor, unsicher und unseriös im Vergleich zu ihren routinierten Arbeitsweisen. Von da an arbeitete ich noch härter. Häufig verließ ich abends als Letzte den Verlag, und zu Hause angekommen, hatte ich fast immer einen Manuskriptstapel zu lesen, zu redigieren oder mir eine Meinung darüber zu bilden. Ansonsten las ich mich durch die Neuerscheinungen der Saison, sowohl die bei Rydéns erschienenen als auch die anderer Verlage. Ich dachte, dass ich eine ganze Bibliothek im Kopf haben müsse, dass ich alle Autoren und Autorinnen kennen und wissen müsse, wie sie schrieben, dass ich so viel gelesen haben müsse, dass ich instinktiv wusste, was gut war und was schlecht, wer aufstrebend und wer schon nicht mehr aktuell, dass ich die Gegenwart verstehen müsse, die Debütantinnen und Debütanten, alles.

Eines Tages bat mich Gunnar, bei einer Manuskriptbesprechung mit Amelie Stjärne dabei zu sein, einer Autorin, die er in den Achtzigerjahren entdeckt hatte. Damals war sie jung und radikal und schrieb freimütige und selbstentlarvende Romane, die von jungen Frauen gelesen und geliebt wurden. Jetzt ging sie auf die Sechzig zu und war sanft und anmutig gealtert, wie es reiche Leute tun, mit leichten Falten um die Augen und einer gut geschnittenen Frisur.

»Eine hübsche Bluse«, sagte Gunnar, als sie ihre Jacke aufgehängt hatte.

Es war wirklich eine wunderschöne Bluse, eine Art orientalisches Muster in gedeckten Farben, und er hatte die Fähigkeit, auf eine so selbstverständliche Art und Weise Komplimente zu machen, dass niemand daran Anstoß nahm.

Amelie Stjärne lächelte entzückt.

»Er schmeichelt mir immer, deshalb bleibe ich bei ihm«, verriet sie mir mit einem Augenzwinkern.

Ich lächelte ihr zu, als steckten wir unter einer Decke, zwei Frauen, die Gunnars zurückhaltenden Charme durchschaut hatten.

Nach ein wenig Smalltalk über den bevorstehenden Sommer und ihr Haus auf Gotland leitete er zu dem halbfertigen Manuskript über, das sie ihm geschickt hatte. Es war, als würde man einen Tanz beobachten, bei dem Gunnar sie so behutsam durch seine eigentlich harte Kritik führte, dass es am Ende den Anschein hatte, sie wäre diejenige gewesen, die während des Gesprächs eine Fülle neuer Ideen gewonnen hatte, diejenige, die erkannt hatte, dass sie ihr Buch grundlegend ändern musste, und diejenige, die herausgefunden hatte, wie sie es umstrukturieren und kürzen konnte. Er war sehr präsent und aufmerksam und gab ihr das Gefühl, gesehen und verstanden zu werden, bis ihre Wangen glühten: Er schenkte ihr genau die Aufmerksamkeit, die sie und ihr Werk brauchten.

Man konnte sehen, dass sie ein wenig schwindelig und glücklich nach Hause ging, mit dem Gefühl, eine große Schriftstellerin zu sein, etwas in sich zu haben, das mit ein wenig Raffinesse ein großer und wichtiger Roman werden könnte.

Diesen Roman hat Gunnar geschaffen, dachte ich. Ich stellte mir vor, wie er sich mit ihrem unstimmigen Entwurf beschäftigt und sich gefragt hatte, was das absolut beste Buch wäre, das man daraus machen konnte, und wie er intuitiv gesehen hatte, welche Änderungen nötig waren, um das zu erreichen. Und als ich die Umschlagentwürfe sah, dachte ich, dass dort, wo Amelie Stjärnes Name prangte, eigentlich Gunnar Abrahamsson stehen müsste.

Schließlich wurde es Ende Mai und ich bekam endlich die Gelegenheit, an einem Fest auf dem Dach teilzunehmen.

Den ganzen Tag über lag eine aufgeregte, übermütige Stimmung über dem Lektorat, ein Gefühl der Erwartung, sodass sich niemand wirklich auf seine Arbeit konzentrieren konnte. Das Personal der Cateringfirma war schon den ganzen Tag eifrig damit beschäftigt, Stehtische auf die Dachterrasse zu tragen, Kleiderständer für die Garderobe hereinzurollen und eine Kiste Wein nach der anderen zu bringen. Gegen fünf Uhr kamen die großen Platten mit Essen an, ein Frühsommerbuffet von einem der besten Restaurants in Stockholm: Lachs und junges Gemüse, kleine, liebevoll dekorierte Quiches, Saucen und Dips, ansprechend aussehende Salate, frisch gebackenes Brot in großen Körben und Butter in kleinen Schälchen. Dann trafen die Söhne und Töchter der Angestellten ein, Schülerinnen und Schüler, die sich während des Abends um die Garderobe kümmern und verschiedene Hilfsarbeiten übernehmen würden, ich zog ein neues Kleid, neue Schuhe und neue Ohrringe an, und dann kamen die Gäste.

Es war wundervoll. Genauso stellte ich mir das Leben vor, und ich durfte die Person sein, die ich in diesem Leben sein wollte: die Gastgeberin eines rauschenden Festes, diejenige, die die Gäste begrüßte, Smalltalk hielt, dafür sorgte, dass sie ein Glas Wein bekamen, und sie sich dann unter die anderen Gäste mischen ließ.

Ich war stolz und kam mir wichtig vor. Und noch wichtiger, als Gunnar sich aus einem länglichen Gespräch löste und wir mit den Autorinnen und Autoren zusammenstanden, mit denen wir gearbeitet hatten. Amelie Stjärne lachte über etwas, das er sagte, und Vilma Isaksson, deren Erstling das erste Buch war, dass ich für eine Veröffentlichung empfohlen hatte, war zwar offensichtlich nervös, entspannte sich aber zusehends. Wir standen gemeinsam an der Bar, und Gunnar sagte: »Haben Sie die Untersetzer gesehen? Die gab es hier schon bei den allerersten Festen von Rydéns. Man hat sogar einen davon in Strindbergs Nachlass gefunden«, und Vilma

Isaksson sagte: »Aber er ist doch gar nicht bei Rydéns erschienen?«, und Gunnar lächelte und sagte: »Nein, aber hier gab es immer die besten Feste«. Und sie lachte, über die Geschichte und über die Tatsache, dass sie Teil von etwas so Begehrtem war, und auch ich lachte, aus den gleichen Gründen, und die Sonne verschwand langsam hinter den Dächern, die Desserts schmolzen, das Garderobepersonal hatte es geschafft, sich heimlich zu betrinken, die Welt wirkte verzaubert, funkelnd, wunderbar.

Hinterher wurde mir klar, dass es mir an diesem Abend nur um Gunnar gegangen war. Darum, in seiner Gegenwart zu sein, neben ihm zu stehen, zu beobachten, wie er mit den Autorinnen und Autoren sprach und ihnen das Gefühl gab, Teil von etwas Großem zu sein.

Jemand anderen von Rydéns hatte ich kaum bemerkt. Was hatten Andrea und Peter den ganzen Abend getan? Am Buffet hatte ich ein paar Worte mit Sally gewechselt, aber eigentlich nur, weil ich in diesem Moment mit niemand anderem sprechen konnte, und als meine Kolleginnen und Kollegen am nächsten Tag leicht verkatert im Pausenraum freudig erzählten, mit wem sie alles gesprochen hatten – mit dem Literaturkritiker einer großen Tageszeitung, einem ehemaligen Verleger von Rydéns, der die Branche hinter sich gelassen hatte und in die Werbung gewechselt war –, begriff ich, dass mir all das völlig egal war. Ich hatte nur mit Gunnar sprechen wollen.

...

2. (Auszug)

Es ist schon komisch, dass eine Vorstellung von einer Vergangenheit zu existieren scheint, in der die Dinge geordneter waren als heute: dass es früher weniger Scheidungen gab, dass die Kernfamilie früher stabiler war, dass die Menschen früher gesünder und sauberer waren und dass die Gesellschaft früher im Allgemeinen unkomplizierter war.

Doch wenn ein wenig an der Oberfläche kratzt, finden sich darunter häufig chaotische Zustände. In annähernd jeder Familie gibt es uneheliche und adoptierte Kinder, jemanden, der bei seiner Tante oder Großmutter statt bei seinen Eltern aufgewachsen ist, jemanden, der nervös oder verrückt gewesen ist, jemanden, der sich in der Scheune erhängt hat. Über Gefühle sprach man nicht, diese Dinge passierten einfach. Sie waren Teil des Lebens, ein Teil, mit dem man pragmatisch umging, über den man aber nicht sprach.

Mutters Vorfahren waren Bauern aus Södermanland, sie selbst war noch vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr nach Stockholm gezogen, um wie so viele andere ihr Glück in der Großstadt zu suchen. Sie ging gerne aus und tanzte, spielte zu Hause Musik und sagte auch zu einer gelegentlichen Zigarette nicht nein. Doch sie war weit davon entfernt, eine Bohème zu sein, da sie stark vom Erbe des armen Schwedens und den Bereitschaftsjahren geprägt war, von der Kindheit und Jugend auf dem Hof, als nichts selbstverständlich war.

Eine meiner stärksten Kindheitserinnerungen ist der Kühlschrank, aus dem nichts weggeworfen werden durfte, in dem sich einzelne Untertassen reihten, darauf eine übriggebliebene Kartoffel, ein paar kleine Frikadellen, ein Spritzer Sahne in einem Glas, alles, was man braten oder in einen Eintopf oder ein Omelett geben konnte. Sie mochte Omeletts, hielt sie für raffiniert, französisch. Sie war nie im Ausland gewesen.

In Stockholm nahm sie verschiedene Gelegenheitsarbeiten an, bis sie eine feste Anstellung bei der Zollbehörde fand. Es war ein Zufall gewesen, wie so vieles damals, in einer Zeit, in der so etwas wie Selbstverwirklichung nichts existierte und niemand für seine Arbeit zu brennen schien. Sie fühlte sich wohl, am besten gefiel ihr wahrscheinlich, dass sie in einem Büro arbeitete. Auch wenn die Tätigkeiten einfach und monoton waren, war es etwas anderes als die harte Arbeit auf dem Hof in Södermanland oder die ersten Anstellungen als Fabrikarbeiterin.

Über Träume sprach sie nie. Abends war sie nie erschöpft, sie hätte träumen können, doch das tat man einfach nicht. Das Leben fand hier und jetzt statt, und sie war froh, sich über das Wetter und die Ernte keine Sorgen mehr machen zu müssen. Sie hatte uns ein Leben aufgebaut, das einfach war, aber funktionierte, und selten hatte ich das Gefühl, dass uns etwas fehlte. Wir hatten zwei Zimmer und eine Küche, eine Morgenzeitung, und an den Wochenenden gingen wir häufig ins Freilichtmuseum Skansen. Manchmal kam ihre Freundin Lilian zum Abendessen, und dann saßen sie rauchend und lachend am Küchentisch, lange nachdem ich ins Bett gegangen war. Zu ihren Stimmen einzuschlafen, vermittelte mir ein besonderes Gefühl von Sicherheit. Lilian arbeitete in der Bibliothek und hatte oft einige ausrangierte Bücher für mich dabei, zerfleddert und schiefgelesen, doch das spielte keine Rolle. Anfangs waren es Märchen mit sentimental gezeichneten Umschlagsbildern, später Abenteuergeschichten, Geheimnis- und Schauergeschichten, Jules Vernes und Edgar Allan Poe.

Mutter las nicht, und ich hielt die Bibliothek für einen Ort für andere Leute, bis ich in meiner frühen Jugend doch einmal hinging und dann gar nicht mehr nach Hause wollte. Ich habe mich oft gefragt, was sie über mich gedacht haben mochte, wenn ich dort mit der Nase in den Büchern saß, eine Beschäftigung, die zunächst kaum fruchtbar gewirkt haben mag. Aber wenn sie dann ihre oft gebrauchten Binsenweisheiten darüber, den Tag zu nutzen und frische Luft zu schnappen, losgeworden war, akzeptierte sie es immer mit einem nachsichtigen Lächeln.

Aus unterschiedlichen Gründen gefiel es mir besser, ein Kind zu sein als erwachsen. Ich wünschte, ich hätte mehr konkrete Erinnerungen an meine Kindheit, tatsächliche Beweise, zu denen ich zurückkehren konnte. Wir hatten keine Kamera, deshalb gibt es außer ein paar Fotos, die Lilians Mann Gösta gemacht hat, kaum Bilder von mir. Ich war zurückhaltend, aber nicht schüchtern, fiel meinen Klassenkameraden wahrscheinlich nicht besonders auf und dachte selten darüber nach, wie ich auf andere wirkte, gesegnet mit der Selbstgenügsamkeit meiner Kindheit, von der ich manchmal dachte, dass sie mich nie wirklich verlassen hatte.

Eines Sommers durften wir das Ferienhaus eines Kollegen von Mutter nutzen. Es lag im Schärengarten. Ich weiß nicht, wie es dazu gekommen war, aber vielleicht hatte sich jemand der jungen, alleinstehenden Büroangestellten mit kleinem Sohn erbarmt und uns das kleine Haus für ein paar Wochen überlassen.

Es war ein wunderbarer Sommer, vielleicht bis heute der beste meines Lebens. Ich fühlte mich wie in einer Abenteuergeschichte, wenn ich über die von der Sonne aufgeheizten Felsen sprang und lief, glatten Fels und raue Flechten unter meinen Füßen. Ich bekam einen Sonnenbrand, ich schwamm, tauchte und angelte. Es war ein beinahe schon primitives Leben, vielleicht sogar archaisch, auch wenn ich es damals so nicht hätte bezeichnen können. Abends blieben wir lange auf, betrachteten den Sonnenuntergang und sahen,

wie sich die Krone der windgepeitschten Krüppelkiefer schwarz gegen den orangefarbenen Himmel abzeichnete. Mir war, als ob etwas das Herz in meiner Brust mit festem Griff umschloss und mir die vibrierende Erkenntnis vermittelte, dass die Welt wunderbar war und ich nichts vermisste. In diesem Moment schien das Leben vollkommen zu sein.

Ich erinnere mich, dass ich dachte: So möchte ich mich in der Welt fühlen.

...